

Osttiroler Heimatablätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

43. Jahrgang

Donnerstag, 28. August 1975

Nummer 8

Univ. Doz. Dr. Andreas Lippert, Innsbruck

Die jüngere Eisenzeit an der oberen Drau, Isel und Gail

Während der späten Eisenzeit kam es in Osttirol und im östlichen Nachbarraum zu einschneidenden Veränderungen, die der lokalen Kultur einen ganz eigentümlichen Stempel aufdrückten. In der älteren Hallstattzeit hatten noch enge kulturelle Beziehungen zu Süddeutschland und zum nördlichen Alpenvorland geherrscht. Diese traditionelle Orientierung erfuhr um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends ein geradezu jähes Ende. Wirtschaftliche und kulturelle Kontakte verbanden unser Gebiet von nun an zusehends mit Oberitalien und Slowenien.

Diese historischen Vorgänge lassen sich an einer Reihe von aufschlußreichen Bodenfunden ablesen, die vor allem im Iseltal, im oberen Drautal und im Gailtal zum Vorschein kamen (Abb. 1). Leider sind die urgeschichtlichen Forschungen in diesem Gebiet bisher noch sehr vernachlässigt worden, und es fehlt immer noch an systematischen Ausgrabungen. Trotzdem ist das bisher bekannte Fundmaterial, das sehr oft nur gelegentlich — beim Ackern oder im Zuge von Straßen- und Hausbauten — zum Vorschein getreten ist, unerhört bedeutsam und regt zu weiteren eingehenden archäologischen Untersuchungen an. Wenn auch der Forschungsstand viel zu wünschen übrig läßt, so kann trotzdem schon jetzt ein Überblick zur letzten vorrömischen Periode gegeben werden.

Die erste Phase der späten Eisenzeit, in der eine Umstellung der Lebensform zu bemerken ist, setzte bereits im 8. Jhd. vor Christus ein. Kennzeichnend für diese Zeit war ein besonders intensiver Bergbau auf Kupfer und Blei, der nun die unumschränkte wirtschaftliche Grundlage für die stark angewachsene, vielleicht auch teilweise neu zugewanderte Bevölkerung bildete. Die großen Siedlungen, wie die „Burg“ bei Obermauern im Virgental und die Gurina im Gailtal, aber auch das teilweise beiga-

benreiche Gräberfeld von Welzelaach im Virgental können nur durch die im großen Ausmaß betriebene Bergbautätigkeit erklärt werden (Abb. 2).

Ein für die älteste Zeit ganz typisches Inventar eines Brandgrabes wurde bei Slegel-

berg im Bezirk Hermagor ausgegraben. Von ihm sind die in Abb. 3 gezeigten Gegenstände noch vorhanden: Das Fragment einer bronzenen, zwischleifigen Bogentfel, deren Bügel mit gegenständigen Strichgruppen verziert ist; ein Bronzering mit flachdrel-

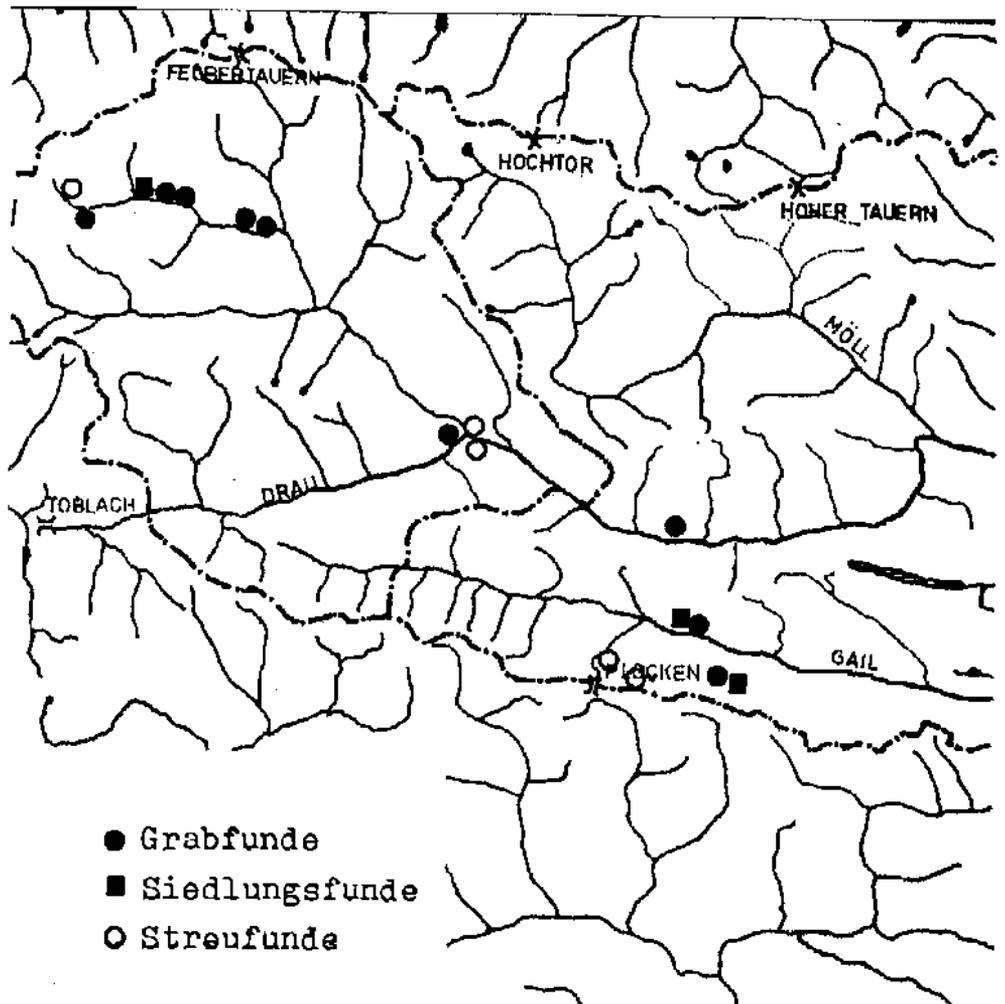




Abb. 2 — Fundstücke aus der jung. Bronze- und älteren Hallstattzeit aus der Gem. Virgen (Sig. Direktor Defregger). Bronzenadel mit kugelförmigem Kopf und quergebültem Schaft aus dem Müllitztal/Frakt. Welzelach (Länge = 19,1 cm). Bronzenadel mit abgebrochener Spitze und schrägen Rillenbändern vom Sonnberg oberhalb der Frakt. Mellitz (Länge = 10,8 cm). Bronzenes Klapperblech mit Zierhuckeln und kl. bronzenen Armreif aus der Frakt. Rain. Bruchstück einer bronzenen Harfenfibel aus dem Kartoffelaeker vom „Moserbauern“, Frakt. Welzelach.

eckigem Querschnitt; Teile eines Kettenschmuckes mit punktbuckelverzierten Riechanhängern. Die Kettchen hängen an einem achterförmig gebogenen Draht, der um einen breiten Blechstreifen gelegt ist; das Fragment einer bronzenen, zwischleifigen Bogenfibel mit zart quergestricheltem Bügel, in dessen Fußwindung ein teilweise erhaltenes Kettchen eingehängt ist; zwei formlose, im Brand zusammengeschmolzene Bleiklumpchen, die vielleicht von Bleifiguren stammen. Solche waren jedenfalls unter den Beigaben des hallstattischen Grabhügelfeldes von Frög in Unterkärnten zu finden.

Einen ganz gleichen Kettenschmuck gibt es in mehreren Exemplaren aus dem Grä-

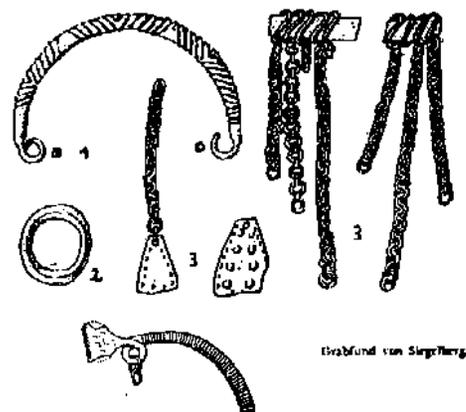


Abb. 3 — Hallstattzeitlicher Grabfund von Siegelberg, Bez. Hermagor. Verkleinert (Sig. Essl, Hermagor).

berfeld von Pfatten in Südtirol. Demgegenüber weisen die zwischleifigen, verzerrten Fibeln auf Verbindungen in die südostalpin-balkanische Zone. Der Handel mit Erz — im Gailltal war es vornehmlich das Blei — ermöglichte es den Bewohnern, Schmuck von weither einzukaufen.

Auch ein Grabfund von Obermauern im Virgental ist an den Beginn dieser Phase zu stellen (Abb. 4). Von der Brandbestattung sind neben winzigen Fragmenten des Skelettes noch verschmolzene Teile einer Situla (Fimer aus Bronzeblech mit kantigem Henkel), eines gerillten Henkels, einer Schnucknadel und von mehreren runden Blechknöpfen mit Öse an der Rückseite erhalten. Hier handelt es sich um eine Frauenbestattung aus dem 6. Jhdt. v. Chr.

Im Jahre 1880 kamen in Welzelach (Gemeinde Virgen) beim Kartoffelaekern Bronze- und Eisenfunde zum Vorschein. Auf

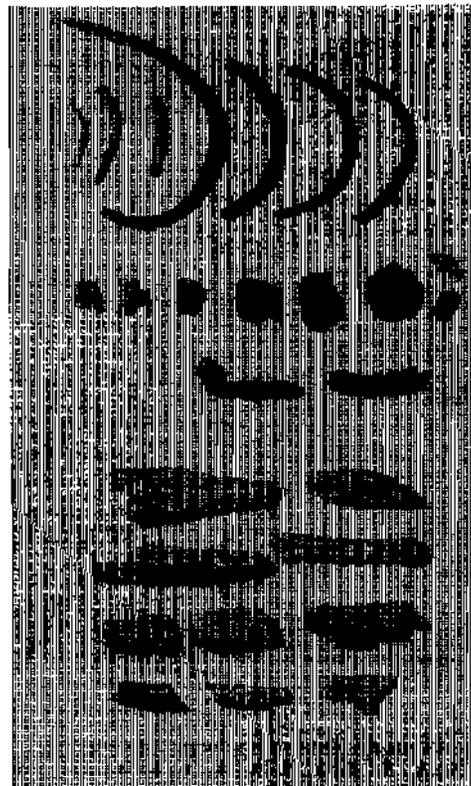


Abb. 4 — Hallstattzeitliche Brandbestattung mit verschmolzenen Beigaben aus Obermauern, Gem. Virgen (Sig. Direktor Defregger).

die Fundmeldung hin legte der Forstadjunkt Alexander Scherntbanner noch in demselben Jahr ein Brandgräberfeld mit 58 Bestattungen in Steinkisten frei, in denen vielfach reiche Beigaben aufschienen. Unter den Funden sind Rädchen-, Schlangen-, Kahn- und Bogenfibeln, sowie Gürtelbleche, Beile, Lanzen spitzen und Keramik besonders häufig. Im Grab 23 befand sich außer Beil und Lanze eine figuralverzierte Situla, die trotz starker Brandeinwirkung einigermaßen rekonstruiert werden konnte (Abb. 5). Der oberste Bildstreifen zeigt eine Prozession von gefäßtragenden Frauen und behelmten Männern, die auf einer Syrinx blasen. In mittleren Bildstreifen ist eine Festszene mit Zechern und bedienenden Frauen und — links außen — eine Hasen-

jagd zu erkennen. Der Hasenjäger ist in dem Moment dargestellt, in dem er seine Wurfkeule ausschwingt, um sie gegen den Hasen zu schleudern (Abb. 6). Er ist nur mit Rock und Gürtel bekleidet, an der Seite trägt er einen langen Dolch mit geschmückter Scheide. Am untersten Bildstreifen sind schließlich wilde Tiere, wie Wolf und Steinbock, abgebildet. Auf Grund stilistischer und inhaltlicher Vergleiche mit anderen verzerrten Bronzeblechgefäßen ist die Welzelacher Situla etwas nach 500 vor Chr. zu datieren. Eine Situla aus Sanzeno im Nonsberg (Südtirol) weist Einzelheiten auf, die auf dieselbe Meisterhand schließen lassen. Ob die beiden Situlen nun aus einer Werkstatt in Südtirol oder des Virgentales stammen, kann nicht gesagt werden. Sicher ist aber, daß Erzeugnisse der Situlenkunst über weite Strecken verhandelt wurden.

Die Hauptmasse der Welzelacher Gräber gehört dem 5. Jhdt. vor Chr. an, nur wenige reichen in das 4. Jhdt. Das Gräberfeld muß von einer relativ kleinen bergbautreibenden Gemeinschaft angelegt worden sein. Bei Einrechnung der Belegungsdauer und der damaligen vermutlichen Sterblichkeitsrate sind wohl kaum mehr als jeweils 25 Personen anzunehmen.

Auffallenderweise liegen die Steinkistengräber fast durchwegs in kleinen Ansammlungen eng beisammen. Nach Menge und Qualität der Beigaben in den Bestattungen können außerdem vier Inventargruppen unterschieden werden. Die erste Gruppe setzt sich aus Bestattungen zusammen, die entweder Lanze oder Beil oder beides enthalten. Die Beigaben sind verhältnismäßig reich, es kommen jedoch nur wenige Fibeln vor. Unter dieser Gruppe befindet sich auch das Grab mit der figuralverzierten Situla.

Für die zweite Gruppe ist die Fibelbeigabe charakteristisch. Obwohl — wie schon in der ersten Gruppe — fast in jedem Grab Bronzesitulen auftreten, sind die übrigen Beigaben (Tongefäße, Schmuckreifen, Eisenmesser) nicht mehr so reichlich. In dieser Gruppe kommt auch der einzige tönerner Spinnwirtel vor, der sonst gewöhnlich ein Indiz für eine weibliche Bestattung bildet.

Die dritte Gruppe ist dadurch gekennzeichnet, daß die Gräber keine Fibeln enthalten. Situlen scheinen nur mehr in der Hälfte aller Bestattungen auf. Auch Messer und andere Beigaben sind selten. — Die vierte Gruppe von Gräbern ist beigabenlos.

Nun gibt es zwei Möglichkeiten für eine Interpretation dieser zunächst merkwürdigen Gegebenheiten. Einmal könnte es sich so verhalten, daß von den Gräbern mit Beigaben je ein Drittel den Männerbestattungen, das sind die Waffengräber (23 %), den Frauenbestattungen, das sind Fibelgräber (23 %), und den Kindergräbern, das sind die fibellosen, ärmlichen Gräber (21 %), entspricht. Die restlichen 33 % an beigabenlosen Bestattungen könnten einer dienenden Bevölkerungsschicht zugewiesen werden. Die Gräberansammlungen würden in diesem Fall auf Grund einer verschiedenartigen Zusammensetzung der Bestattungen jeweils die Gräber einer Familie darstellen.

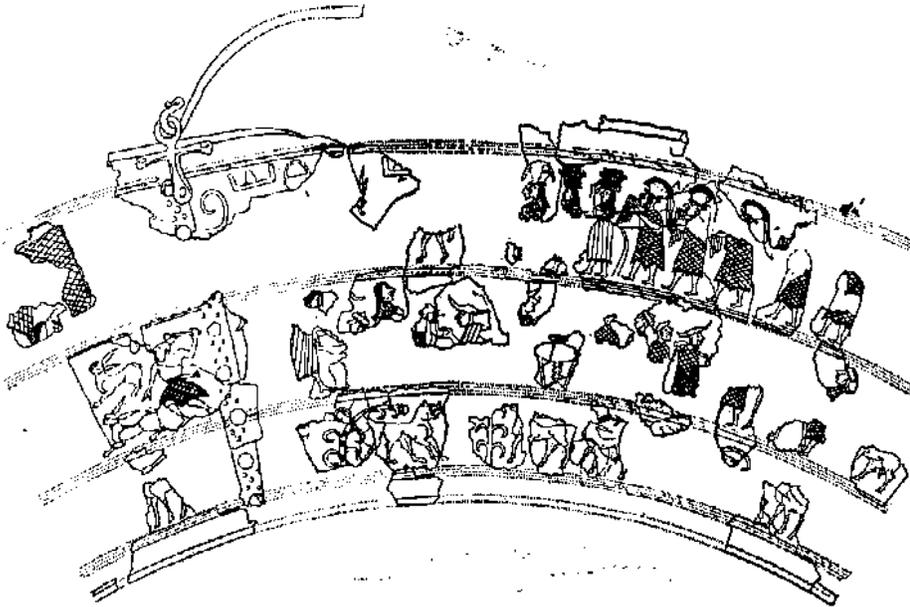


Abb. 5 — Abrollung der figuralverzierten Situla aus Grab 23 in Welzelach, Gem. Virgen. Stark verkleinert (LM Ferdinandeum).

Eine andere Deutung der Gräbergruppen und der Unterschiede im Beigabenbrauchtum wäre in einer rein sozialen Differenzierung einer nur aus Männern bestehenden Arbeitsmannschaft, die Bergbau betrieb, zu sehen. Die Waffengräber würden demnach einer waffentragenden, bessergestellten Herrschichte, die übrigen Gräber einer mehr oder minder mittellosen Schichte von Dienstleuten entsprechen. Die Grabausstattung könnte hier Ausdruck einer bergmännischen Arbeitsteilung in „Herren“ und „Dienstleute“ sein.

Gegen Ende des 5. Jhdts. sind die großen Fibeln mit langgestrecktem Fuß und Schlußknopf sowie einer armbrustförmigen Nadelfederung für Welzelach und andere Fundstellen typisch. Darunter kommen sogenannte Kahnfibeln (Abb. 7) und Blechbandfibeln mit Rauten- und Würfel-Augenverzierung — in Gräbern meist paarweise — vor. Im Grab 18 von Welzelach lagen neben einem gut erhaltenen Exemplar einer solchen Fibel die verschmolzenen Teile einer weiteren sowie Bruchstücke eines Tongefäßes (Abb. 9).

Zusammenfassend läßt sich über die erste spätisenzeitliche Phase sagen, daß sich in

dieser Zeit eine rege Bergbautätigkeit entfaltete und enge Handelskontakte mit Oberitalien und Slowenien hergestellt wurden.

Mit dem 4. Jhd. v. Chr. begann eine neue Phase der kulturellen Entwicklung. Am besten sichtbar ist dies am Aufirelen einer besonders verzierten Keramik, die nach zwei bezeichnenden Fundorten „Fritzens-Sanzeno-Gefäße“ benannt werden. Es handelt sich um kleine Schalen mit gerade aufsteigender bzw. gedrückte S-förmiger Wandung und einem Omphalos an der Standfläche. Das Ornament wird durch Kreisäugen,

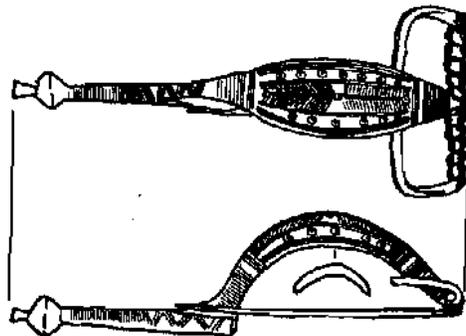


Abb. 7 — Kahnfibel aus Bronze mit Armbrustkonstruktion der Nadelfederung, Welzelach, Grab 17. Verkleinert (LM Ferdinandeum).

Tannenreismuster oder aus senkrechten Reihen von Stempelabdrücken gebildet (Abb. 9). Diese Keramik ersetzte nicht nur in Welzelach, sondern auch im Gall- und oberen Drautal die herkömmliche Hallstattware.

Mit der gestempelten Keramik ist ein eigenes Volkstum, vielleicht das rätsche, zu verbinden. In Südtirol und im Trentino datieren die ältesten Funde dieser Art schon Ende des 8. Jhdts. Diese „Proto-Fritzens-Sanzeno-Kultur“ besitzt bereits eine aus dem Etruskischen entwickelte einfache Schrift. Auf manchen Bronzegeräten sind

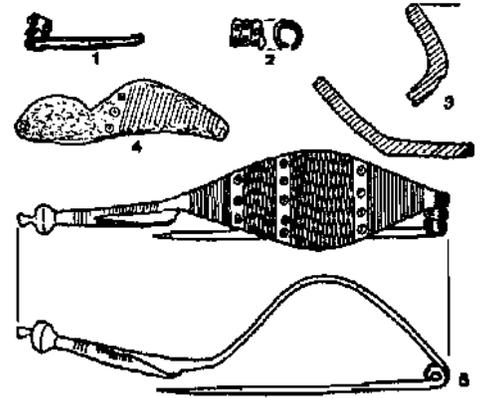


Abb. 8 — Inventar von Grab 18 in Welzelach: Fibeln, Keramik. Verkleinert (LM Ferdinandeum).

die Namen der Besitzer eingeritzt. Dazu kommen bestimmte Hausbautechniken, die vorerst nur für dieses Gebiet kennzeichnend sind. Gegen Ende des 5. Jhdts. und am Anfang des 4. Jhdts. v. Chr. ist eine Ausbreitung dieser Kulturform nach Norden, ins Inntal, festzustellen. Ob diese Bewegung mit dem Eindringen der Kelten in die Poebene knapp nach 400 in einem ursächlichen Zusammenhang steht, muß vorläufig dahingestellt werden. Sicher ist aber, daß auch unser Fundgebiet vom Einfluß der Fritzens-Sanzeno-Kultur erfaßt wurde, wenn man nicht überhaupt annehmen will, daß neue Bevölkerungsschübe ins Land gekommen sind. Es geht also darum, ob die zwischen der Gurina im Galltal und dem oberen Virgental zutage gekommenen zierlichen Sanzeno-Fritzener Schalen Handelsware darstellen oder von einer neu eingewanderten Bevölkerungsgruppe an Ort und Stelle erzeugt wurden.

Im 4. vorchristlichen Jhd. sind also die Bindungen zu Slowenien schwächer geworden. Stattdessen machen sich Einwirkungen einer süd- bzw. inneralpinen Kulturform deutlich im Drau- und Galltal bemerkbar. Spätere Grabungen werden vielleicht die Frage beantworten, ob es sich dabei um friedliche Vorgänge handelte.

Ein dritter Abschnitt der späten Eisenzeit in unserem Fundraum entspricht etwa der mittleren Lateneperiode, also dem 3. und 2. Jhd. v. Chr. Die kulturelle Situation dieser Zeit kommt in dem Grabinventar einer Körperbestattung in Virgen-Mitteldorf gut zur Geltung (Abb. 10). Von den beigegebenen Objekten halten sich eine übermäßig lange Lanzen Spitze mit abgebrochener Tülle,

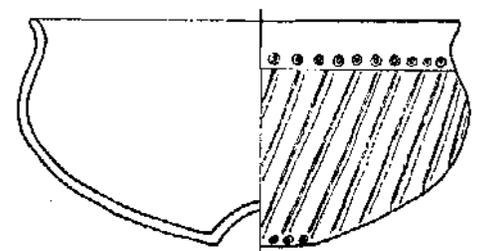


Abb. 9 — Omphalosschale vom Typus Fritzens-Sanzeno mit Kreisäugenstempel und schräger Kannelur. Lavant. Verkleinert (Schloß Bruck, Lienz).

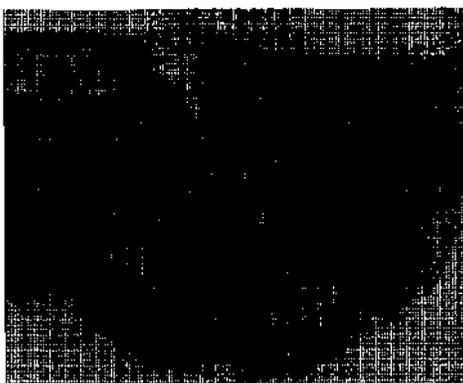


Abb. 6 — Szene einer Hasenjagd auf der Situla aus Grab 23 in Welzelach. Verkleinert

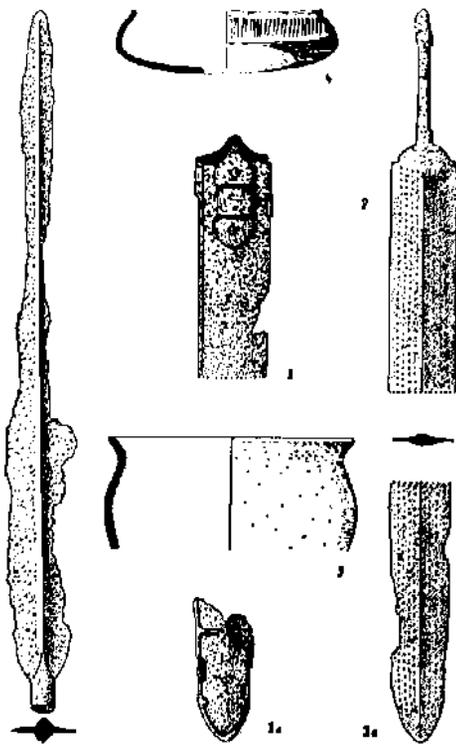


Abb. 10 — Inventar einer Körperbestattung mit Lanzenspitze, Schwert, Metallscheide u. Tongefäße aus Virgen-Mitteldorf. Verkleinert (Schloß Bruck, Lienz).

ein Langschwert mit eingeschlagener Punktverzierung auf der Klinge und dazugehöriger Scheidenbeschlagn gut erhalten. Es sind dies unverkennbare keltische Waffen. Eine ältere, einheimische Tradition wird demgegenüber von zwei Tongefäßen vertreten; eines davon ist eine lokal abgewandelte Sanzenoschale mit senkrechter Strichverzierung, das andere ein Gefäß in hallstätischer Machart. Auf jeden Fall würde eine solche Keramik nicht in Keltengräbern möglich sein. In den keltischen Kriegerbestattungen derselben Zeit in Unterkärnten gibt es neben den Waffen oft mehrere auf der Dreh-

scheibe hergestellte, besonders geformte Flaschen und Töpfe. Bezeichnend sind außerdem Eisenfibeln mit zurückgeschlagenem Fuß und gebuckelte Armreifen aus Bronze. Das Virgener Grab stellt aber trotz keltischer Waffen eine einheimische Bestattung dar. Darauf läßt die örtlich erzeugte Keramik schließen. Die Waffen in diesem Grab hingegen wurden von den im unteren Drautal sesshaft gewordenen Kelten eingehandelt, wahrscheinlich gegen das in der Gegend reichlich abgebaute Erz.

Die Besiedlungsdichte scheint in dieser Periode noch weiter zugenommen zu haben. Die Hauptmasse der Funde von der „Burg“ bei Obermauern im Virgental gehört jedenfalls in diese Zeit, obwohl die ältesten Spuren noch ins 6. Jhd. v. Chr. weisen (Abb. 11). Im Jahre 1970 und 1971 habe ich auf der Anhöhe der in das Tal vorspringenden Felskuppe Grabungen unternommen, die eine Reihe von kleinen, meist 4 x 5 m großen, einräumigen Blockbauten in der späten Eisenzeit nachweisen konnten. Die Fundamente bestanden aus Steinmauern, die unmittelbar auf dem Felsboden aufsaßen. Die Häuser standen mit der Rückseite oder seitlich dicht am natürlichen Fels, sodaß sie teilweise geschützt waren. Die Böden der Innenräume waren mit großen Steinplatten gepflastert. An einer der Schmalseiten war meist eine runde Herdstelle ausgespart, die Türöffnung befand sich an einer Längsseite.

Im Wohnbereich wurden Keramik, Wirtel, Webstuhlgewichte aus Stein, Knochenschäftungen für Geräte und einige gebrochene Gewandnadeln aus Bronze gefunden. An einer mehr abseits gelegenen Stelle wurde ein Schmelzabraum entdeckt. Dort lagen zahlreiche faustgroße Stücke von Kupferschlacke, also Reste eines Verhüttungsprozesses. Das Umschmelzen des schon grob verhütteten Kupfererzes in eine brauchbare Handels- oder Verarbeitungsform wurde also in der Siedlung auf der „Burg“

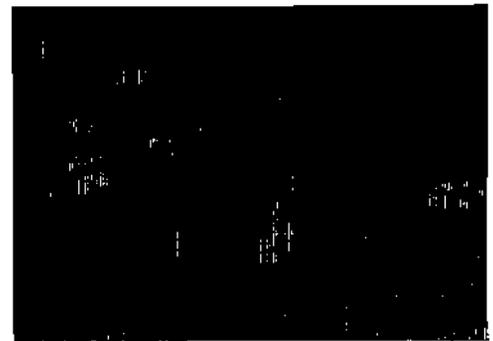
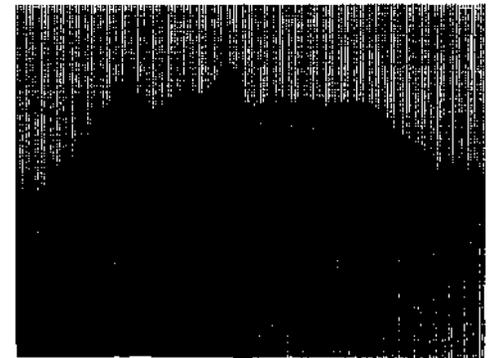


Abb. 12/13 — Die „Burg“ bei Obermauern. Wallschnitt am Ostrand der Siedlung.

selbst durchgeführt. Leder sind die entsprechenden Schmelzöfen noch nicht gefunden worden.

Im Laufe der weiteren archäologischen Untersuchungen ist aber zu erwarten, daß auch sie noch zutage kommen werden.

Indirekte Hinweise auf den Bergbau geben ferner einige Keramikbruchstücke, die mit Kupferguß gemagert sind. Sie enthalten eine Menge von feinerstamplten, stecknadelkopfgroßen Schlackenteilchen, die inzwischen patiniert sind, sodaß diese Keramik heute wie grün getupft aussieht.

Am Ostrand der Siedlung, wo die Hochfläche steil abfällt, wurde ein langer Grabungsschnitt angelegt, der klären sollte, ob eine Befestigung existierte (Abb. 12/13). Tatsächlich trafen wir hier in einiger Tiefe auf zwei übereinander liegende, weitgehend verstürzte Mauern, die durch die in ihrem Schutt befindliche Tonware datiert werden können. Die ältere Befestigungsperiode reicht demnach bis ans Ende der Mittelaltenezeit (100 v. Chr. ca.). Diese erste Mauer war rund 1,70 m breit. An der Basis hefteten sich große Felsblöcke, darauf waren Rollsteine geschichtet. Bevor man diese Mauer errichtete, hatte man den Boden sorgfältig eingeebnet.

Zur Keramik der ersten Wallperiode gehören Fritzen- und Sanzenoschalen sowie Keramik, die auf hallstätische Tradition zurückgeht. Unter der großen Menge an Tonscherben waren nur zwei Stücke die von keltischen Drehscheibengefäßen stammen. Bei dieser Ware handelt es sich sicher um importierte Tonware.

Auch die Siedlung auf der Gurina im oberen Gailtal muß ab dem 3. vorchr. Jhd. zum Mittelpunkt einer bergbautrei-



Abb. 11 — Ansicht der „Burg“ bei Obermauern von Osten. Auf der sattelförmigen Einsenkung der Kuppe lag die eisenzeitliche Siedlung.

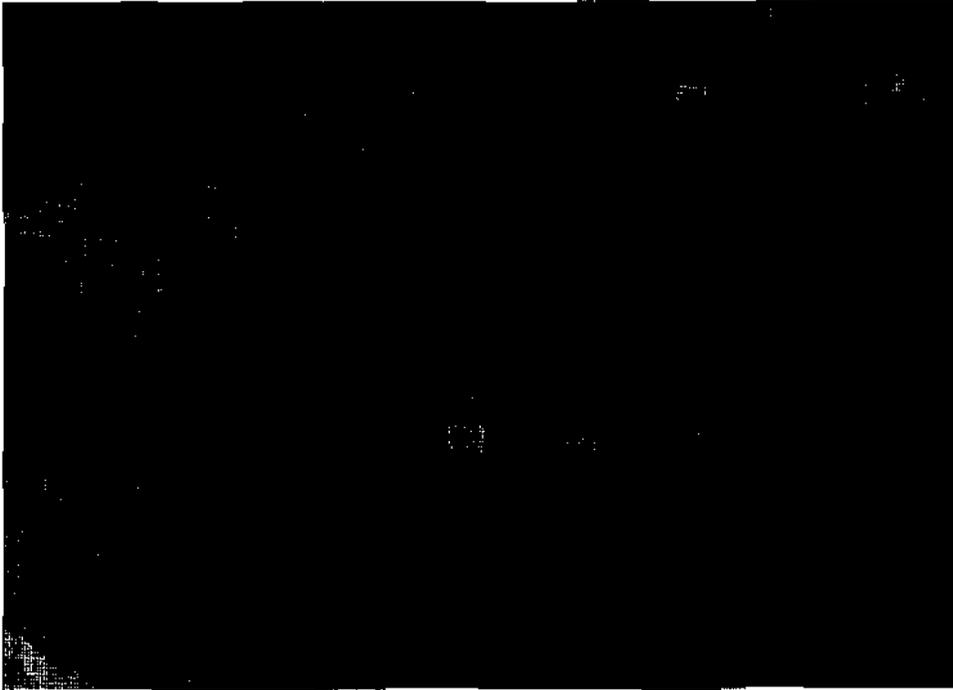


Abb. 14 — Die Gurina bei Dellach im Gaillal von Süden. Luftaufnahme.

benden Bevölkerung geworden sein (Abb. 14). Auf diese Tatsache verweisen reiche und ganz besondere Funde. Die Gurina ist durch zwei stufenförmig voneinander abgesetzte, großflächige Geländeterrassen gekennzeichnet, die im Norden, Osten und Westen steil abfallen. Der Fundplatz befindet sich noch über dem Talboden an einer beherrschenden Stelle. Die Bedeutung der leider erst sehr wenig untersuchten stadtähnlichen Siedlung ist vor allem durch ihre äußerst günstige Verkehrslage zu erklären. Die Gurina liegt weit vom Plöckenpaß, der am Ausgang der Urzeit einen sehr wichtigen Alpenübergang darstellte. Die Gurina war sowohl Verarbeitungs- als auch Handelszentrum, und zwar in erster Linie für das in der Umgebung gewonnene Blei. Möglicherweise wurde aber auch in diesem Bereich Kupfer abgebaut und verhüttet. Von besonderem Interesse sind die zahlreichen Votivbleche aus Bronze, von denen einige venetische Bitt- und Dankesinschriften tragen, die an eine Gottheit gerichtet sind (Abb. 15). Das venetische Alpha-

bet geht nach dem heuligen Stand der Kenntnisse nicht auf die etruskische, sondern unmittelbar auf die griechische Schrift zurück. Es handelt sich um eine linksläufige Votivinschrift, die auf der Gurina bereits in sehr entwickelter Form auftritt und hier vielleicht erst dem 2. Jhd. vor Chr. angehört. Manche der angeführten Personennamen enthalten einen keltisch-karnischen Wortstamm, der ebenfalls auf eine ziemlich späte Zeitstellung schließen läßt. Die venetische Schreibweise ist auf der Gurina jedenfalls bis in die frührömische Zeit hinein benützt worden, wie Terra Sigillata-Gefäße mit eingeritzten venetischen Zeichen beweisen.

Neben solchen Schrifttäfelchen gibt es andere mit der Darstellung von menschlichen Körperteilen, die erkrankt waren, und für die der Speuder um Heilung bat (Abb. 16). Auf manchen Blechen sind zum Beispiel die Füße abgebildet. Ein anderes Blech hat die Form eines keltischen Schildes, das dem Typ nach in die Zeit um 300 v. Chr. zu datieren ist. Auch Darstellungen von Kriegerern oder Reitern sind auf einigen Blechen zu finden. Mit ihnen war wahrscheinlich die Bitte um glücklichen Verlauf von Kampf oder Reise verbunden. Im Stil und in der Ausführung unterscheiden sich die Gurina-bleche stark von ähnlichen Erzeugnissen aus dem venetischen Este südlich der Alpen. Es liegt daher nahe, daß auf der Gurina eigene Werkstätten für diese besonderen Blechtreiberarbeiten bestanden haben.

An demselben Fundort ist Keramik des Fritzens-Sanzene-Typus besonders häufig. Es sind darunter bsp. stark umgewandelte Gefäßformen mit Stempelverzierungen, die einen zeitlichen Schwerpunkt in der Mittelatlantenezeit andeuten. Keltische Tonware tritt dagegen noch sehr spärlich auf. Allerdings gibt es reichlich Handelsware, wie keltische Schwerter, Ringgriffmesser, Gürtelketten und Latenefibeln. Einige keltische

Nachprägungen griechischer Münzen dürften noch dem 4. oder 3. Jhd. v. Chr. angehören. Außerdem kommen etwige gehörnte eiserne Feuerböcke vor, die wahrscheinlich aus Este stammen, wo sie einen begehrten Modeartikel bildeten.

Die estensischen Beziehungen zur Gurinazone treten vor allem in religionsgeschichtlichem Zusammenhang zum Vorschein. Dies verdeutlichen auch die beiden venetischen Inschriften, die sich in der Nähe von Paßübergängen ins Tagliamento befinden, dem entlang man direkt in das Herzgebiet von Este gelangen konnte. Die eine Inschrift wurde schon im vergangenen Jahrhundert auf einer Felsplatte im Bereich der Würmlacher Wiesen unweit vom Plöckenpaß gefunden. Die andere, die erst kürzlich entdeckt wurde, ist knapp unterhalb des Findenig-Thörl auf einem Felsblock nahe am Bergpfad angebracht. Die Fundstelle liegt auf einer Seehöhe von etwa 1.800 m. Beide Inschriften wurden offensichtlich von Pilgern oder Händlern ex voto verfaßt. Ihr Ziel oder Herkunftsort war sicherlich die nicht weit entfernte Gurina gewesen. Nach allem, was vorliegt, scheint auf der Gurina ein Heiligtum der Bergleute und Händler gestanden zu sein, das vielleicht ein ähnliches Wallfahrtszentrum war, wie jenes im estensischen Cadore del Lagole.

Wenn wir nun wieder einen Blick zurück nach Osttirol werfen, so können wir auch hier enge Kontakte mit dem Süden schon in früherer Zeit feststellen. Allerdings nicht mit Este, sondern mit der römischen Republik. Unter leider etwas unklaren Fundumständen sind im Jahre 1932 eine Stele und im Jahre 1935 ein Kopf aus grünem Schiefer am Bichl bei Matrei aufgetaucht. Die Stele trägt eine Inschrift, die sich auf „Popaius Senator“ ergänzen läßt. Nach der allertümlichen Namensform haben Camillo Praschniker und Rudolf Egger das Denkmal ins 2. Jhd. v. Chr. datiert. Nach ihrer Auffas-

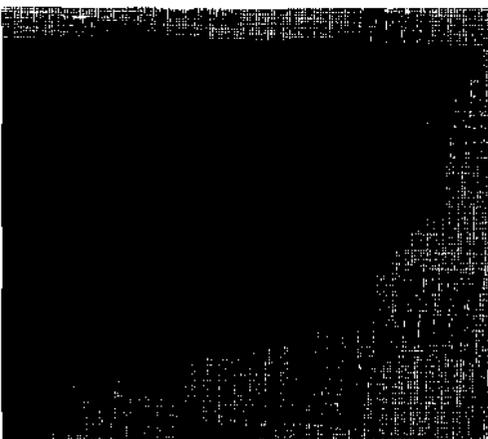


Abb. 15. — Beschriftetes Votivblech von der Gurina. Etwas verkleinert (Prähist. Abtlg. Naturhist. Museum, Wien).

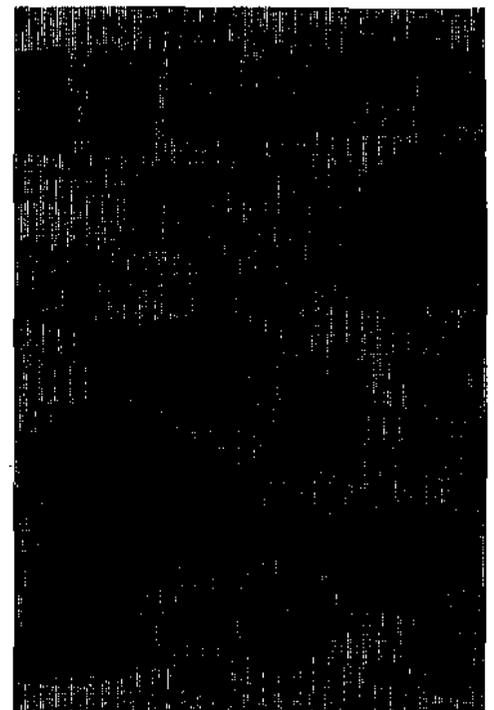


Abb. 16 — Votivbleche von der Gurina. Ca. 1/2 nat. Größe (LM Kärnten, Klagenfurt).

sung besitzen wir mit dieser Stele einen ausgezeichneten Beweis für die zwischen Rom und dem Osttiroler Bergbaugelände schon so früh einsetzenden wirtschaftlichen Beziehungen. Populus Senator könnte nach der Meinung der beiden Gelehrten einer der größeren römischen Erzändler in diesem Gebiet gewesen sein. Diese Kontakte waren mit Sicherheit rein freundschaftlicher Natur.

In letzter Zeit hat nun der Wiener Althistoriker Ekkehard Weber die Ansicht geäußert, daß die Steleninschrift gefälscht sei. Er geht dabei von epigraphischen Überlegungen aus. Die meisten vorkommenden Buchstaben lassen sich nach Webers Untersuchungen weder mit älteren noch jüngeren römischen Schreibweisen in Einklang bringen.

Fassen wir zusammen, so zeigt unser Fundgebiet in der Mittellatenezeit eine solide hallstättisch-inneralpine Grundlage. Von Anfang an ist jedoch der intensive keltische Einfluß von und der Handel mit dem keltischen Unterkärnten, der sogenannten Goritschlützen-Facies, nicht zu übersehen. Gegen Ende der Phase werden Verbindungen zwischen Este und dem oberen Gailtal einerseits und Rom und Osttirol andererseits immer bedeutender.

Die vierte Phase der späten Eisenzeit entspricht der Spätlatenezeit, also dem letzten vorchristlichen Jhd. Das durch die Bodenfunde gezeichnete Bild zeigt eine völlige Veränderung. Fast überall, auch in den hinteren Gebirgstälern, tritt uns jetzt rein keltisches Fundmaterial entgegen. So auch auf der „Burg“ bei Obermauern, deren Neuerung auf einer Holzverstärkten Steinmauer errichtet wurde. Im Verfall dieser Mauer lagen mehrere Bruchstücke von graphithaltiger Kammstrichware und Besenstrichkeramik (Abb. 17). Vereinzelt kamen

aber auch Keramikfragmente hallstättischer Art zum Vorschein. Besonders spät darunter ist rote Firnisware mit Messerspitzenindrücken. Sie stammt aus einer provinzialrömischen Töpferwerkstatt und ist in die Zeit um Chr. Geburt zu stellen.

Aus dem Virgental ist noch eine Reihe anderer keltischer Funde zu melden, die dem 1. Jhd. v. Chr. zuzuschreiben sind. Es sollen hier aber nur die Kammstrichkeramik und die eiserne Lanzen spitze erwähnt werden, die am Talschluß beim Gasthof Isitzer gefunden wurden. Derlei Fundstücke belegen eine zumindest teilweise keltische Besiedlung auch in dieser zu allen Zeiten abseits gelegenen und schwer zugänglichen Gegend.

Noch viel drastischer zeigt sich die neue Situation auf der Gurina im Gailtal. Von diesem Fundort liegen graphithaltige Kammstrichware und andere typisch spät-keltische Keramik in großen Mengen vor. Dazu kommen zahlreiche charakteristische Spätlatenefibeln mit dreieckigem Rahmenfuß und verschiedene keltische Schmuckgegenstände. Auch die vielen Eisenschlacken auf der Gurina sprechen ein deutliches Wort: Nur die Kelten selbst können den Abbau von Eisenerz in größerem Umfang betrieben haben, da sie im Kärntner Unterland auf ältere Erfahrungen in dieser Hinsicht zurückgreifen konnten. Die Gurina wurde also sicher schon am Anfang des 1. Jhdts. v. Chr. von Kelten in Besitz genommen und besiedelt.

Diese archäologischen Ergebnisse passen gut zu den uns überlieferten historischen Ereignissen des letzten vorchristlichen Jhdts. Nach dem für das keltische Königreich fast zu einer Katastrophe ausgearteten Einfall und Durchzug der germanischen Kimbern im Jahre 113 v. Chr. rückten die Kelten das Drautal aufwärts nach Westen vor. Oberkärnten und Osttirol sowie ein Großteil des Pustertales wurden dem keltischen Regnum Noricum einverleibt. Im Zuge der keltischen Besetzung und Verwaltung wurden auch alle fortifikatorisch wichtigen Siedlungsplätze und Punkte, wie beispielsweise die „Burg“ im Virgental und die Gurina im Gailtal, unter keltische Führung gestellt. Allerdings darf man sich nicht vorstellen, daß die einheimische Bevölkerung da oder dort vertrieben oder etwa dezimiert worden wäre. In erster Linie ging es um einen noch mehr verstärkten Abbau der Bodenschätze, für den weite Teile der Bevölkerung herangezogen wurden.

Am Magdalensberg wurden Widmungsschriften der frühen Kaiserzeit gefunden, die die norischen Teilstämme anführen. Darunter sind auch die Lalanci und Agonuni genannt, die wohl vorkeltischer Herkunft und im oberen Drautal angesiedelt waren. Zunächst gerieten sie unter keltische Herrschaft, später wurden sie in die römische Provinz Noricum aufgenommen.

Über die landwirtschaftlichen Grundlagen der späteisenzeitlichen Bevölkerung in unserem Gebiet wissen wir immer noch sehr wenig. Die Grabungen auf der „Burg“

bei Obermauern haben jedoch erste Anhaltspunkte für die Haustierhaltung und die Jagd gegeben. Die auf relativ kleiner Fläche ausgegrabenen zahlreichen Tierknochen beweisen, daß die Viehzucht keineswegs unbedeutend war. Insgesamt konnten im Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Innsbruck über 500 Knochen von dieser Fundstelle näher bestimmt werden. Dabei sind jeweils zwei Daten ermittelt worden: einmal der Anteil der verschiedenen Tiere an bestimmtem Knochen (Knochenstückanteil) und zum anderen die errechnete Minimalzahl an Tierarten (Mindestindividuenzahl). Nach Abstimmung der betreffenden beiden Zahlen ergab sich ein Anteil für

Ziege bzw. Schaf von rund 43 %
Rind von rund 35 %
Schwein von rund 6 %
Pferd von rund 4 %
und Haushuhn von rund 3 %.

Ferner waren Hund mit etwa 3 % und Hirsch als Jagdtier mit rund 6 % vertreten.

Es fällt auf, daß der Anteil von Rind mit etwa 35 % ungewöhnlich hoch ist. Man muß nämlich bedenken, daß der Fleischanteil von Rind verglichen mit Schaf oder Ziege ungefähr 5:1 beträgt und aus diesem Grund ohnehin der schon hohe Rinderanteil auf der „Burg“ eine echte, dominierte Bedeutung erhält. Dazu kommt, daß gut 50 % der Knochen von Schaf, Ziege und Rind von Jungtieren stammen. Das heißt, daß ein solcher Prozentsatz an Tieren nur als Fleisch- und nicht als Milchtiere gezüchtet wurde. Die Milchwirtschaft scheint gegenüber der für die Bergküste wichtigen „Fleischproduktion“ mehr im Hintergrund gestanden zu sein.

Der wirtschaftliche Hauptfaktor in der späten Eisenzeit war in unserem Raum durch den Bergbau bestimmt. Handel und Verkehrswege richteten sich nach dem Standort der Erzabnehmer, also nach dem Süden und Osten, aus. Daneben spielte aber auch die Viehhaltung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Der Feldbau hingegen wird vor Abschluß der keltischen Expansion nur in sehr geringem Ausmaß betrieben worden sein.

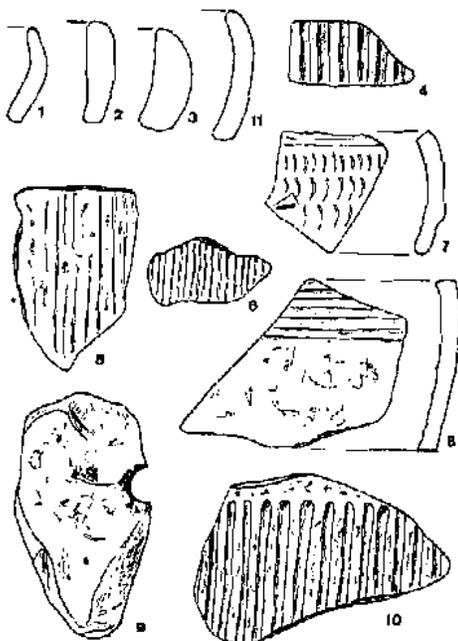


Abb. 17 — Funde aus dem Verfall der spätlatenezeitlichen Mauer auf der „Burg“. Ca. 1/2 nat. Größe (Inst. f. Vor- und Frühgeschichte, Universität Innsbruck).

**Sammelt die
„Osttiroler
Heimatblätter!“**

Nur lückenlos geschlossene
Jahrgänge lassen sie zu einer
wertvollen Heimatkunde
werden, in der sich die
Geschichte und die Geschehnisse
unseres Bezirkes spiegeln.

Univ. Doz. Dr. Ekkhard Weber

Zur Inschrift Popaius Senator

Das Folgende ist die für den Druck nur leicht abgeänderte Niederschrift eines Vortrags, der am 20. Juni 1975 im Rahmen der Jahrestagung 1975 der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte in Dölsach bei Lienz gehalten wurde. Das Wesentliche davon ist bereits im Beitrag des Verfassers „Zur lateinischen Epigraphik in Österreich 1902-1975“, *Römisches Österreich* 3, 1975 (Festschrift für Artur Betz) 281 ff. enthalten.

Die bekannteste römische Inschrift aus dem Bereich von Osttirol ist ohne Zweifel die Stele des POPAIUS SENATOR von Bichl bei Matrei, ein hoher Pläcker aus Chloritschiefer, zu dem ein Porträt(?)kopf aus dem gleichen Material gehört und der an der Vorderseite die angeführte Inschrift trägt. Der Berichtsteller hat nun vor einiger Zeit im Rahmen einer Vortragsdiskussion seiner Überzeugung Ausdruck ver-

liehen, daß es sich dabei um keine antike Inschrift, sondern eine moderne Fälschung handelt. Es ist nur recht und billig, gerade hier wenigstens kurz auf diese Frage einzugehen.

Dazu noch eine Vorbemerkung. Ich selbst habe bezüglich der Stele des Popaius Senator, abgesehen davon, daß es sich um ein höchst ungewöhnliches Stück handelt, zunächst keine Zweifel gehabt, bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich sie zum ersten Mal im Original gesehen habe. Und da sind es vor allem die Formen einiger Buchstaben gewesen, die mich bestimmt haben, den Stein für nicht antik zu halten, Buchstabenformen, die — nach meiner Meinung — frühestens in der Barockzeit oder eher noch nach dem sogenannten „Jugendstil“ möglich wären. Darüber wird noch im einzelnen zu reden sein. Ein zusätzlicher Unsicherheitsfaktor ist der „Kopf“, der auffälligerweise

erst drei Jahre nach der Stele gefunden worden ist. Die angeblich abgeschlagene Seite zeigt deutlich Bearbeitungsspuren, und man spricht in eingeweihten Kreisen in Matrei noch heute davon, daß er „nachgemacht“ worden wäre, ja man weiß vielleicht sogar die Namen der Übeltäter zu nennen. Kopf und Stele passen auch keineswegs so gut zusammen, wie das vielfach behauptet worden ist. (Die Abb. 1 der nachstehend genannten Erstpublikation täuscht diesbezüglich, da es sich um eine Fotomontage handelt. Kopf und Stele sind (nicht genau im gleichen Abbildungsmaßstab) getrennt fotografiert und zusammenkopiert worden. Vgl. dazu neuere Aufnahmen! Mein Kollege Dr. Stefan Karwiese weist mich darauf hin, daß die um die Heimatforschung in Matrei damals sehr verdiente Frau Rosa Ghedina nach der Auffindung der Stele immer wieder gesagt habe, es müsse dazu

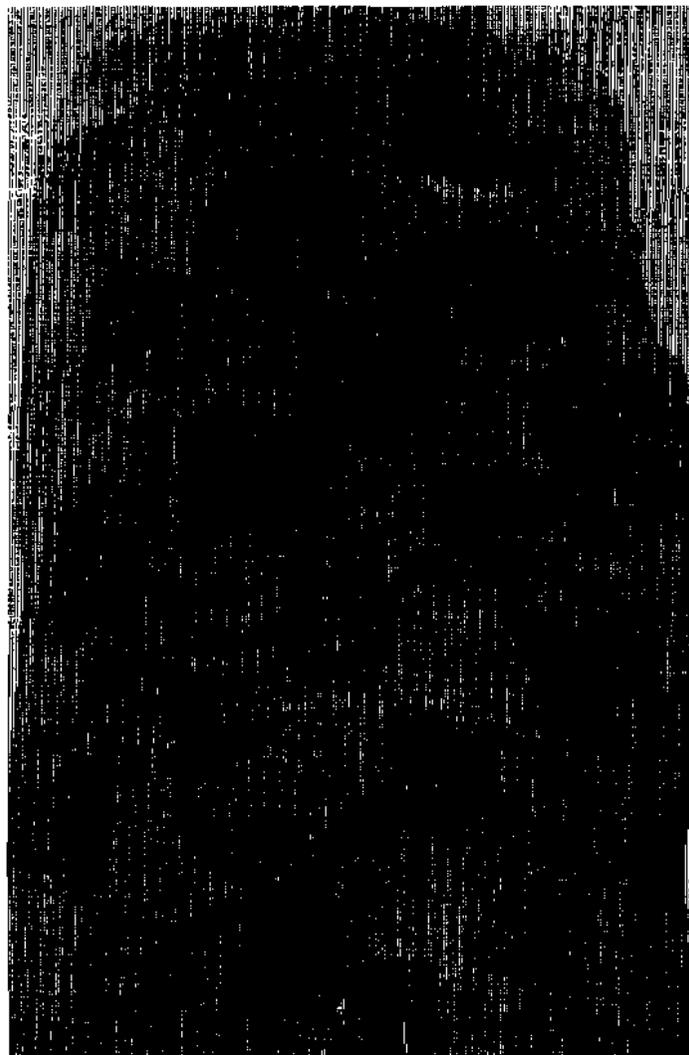
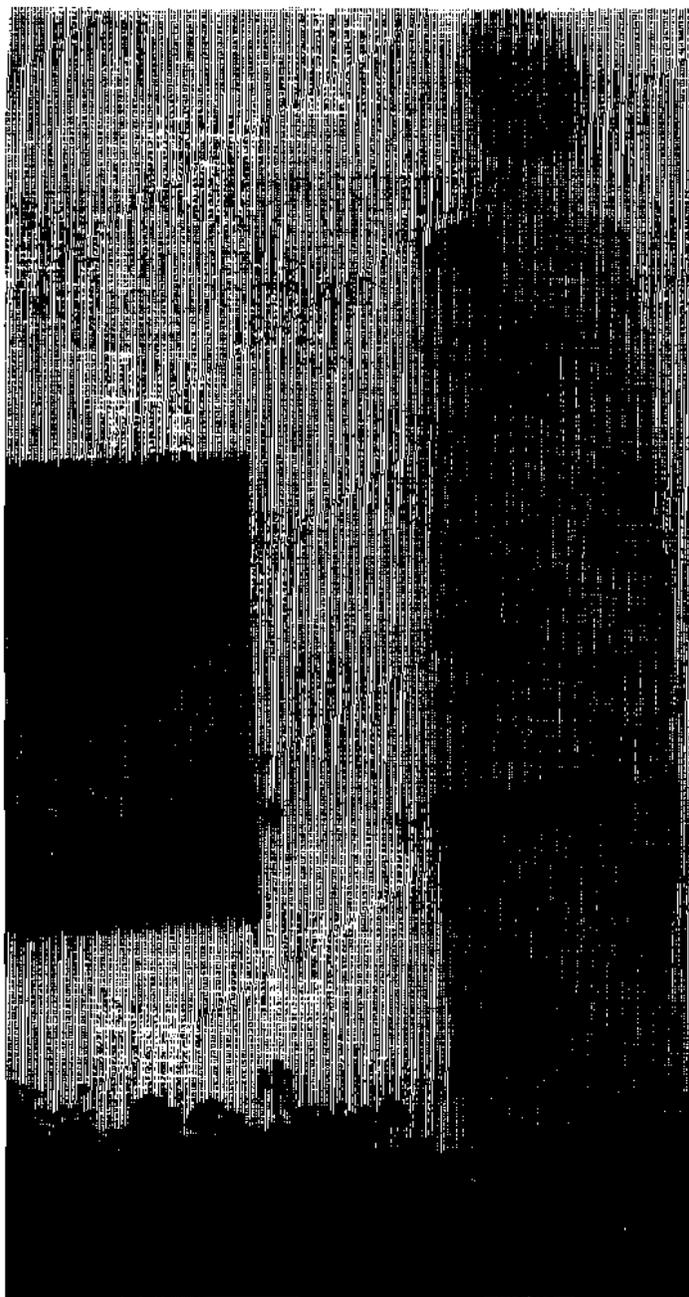


Abb. 2: Die in den Chloritschiefer eingemeißelte Inschrift.

Abb. 1: Die 1932 in Bichl bei Matrei aufgefundene Stele; der Kopf wurde erst 1935 gefunden.

doch unbedingt „der Kopf“ zu finden sein. Auch das läßt seine spätere „Auffindung“ in einem etwas fragwürdigen Licht erscheinen).

Die Erstpublikation des 1932 gefundenen Steines (der Kopf 1935) erfolgte durch Camillo Praschniker und Rudolf Egger im Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 75, 1938, 14-25, wobei ich — vielleicht zu unrecht — den Eindruck habe, als habe sich Rudolf Egger bemüht, für die Überzeugung Camillo Praschnikers die epigraphischen Argumente beizubringen. Nach ihm könnte dieser Popaius Senator einer der frühen römischen Händler gewesen sein, die der Erzvorkommen wegen den Ostalpenraum aufgesucht hatten; der zeitliche Rahmen wäre der Zeitraum von 113 v. Chr. bis zu den letzten Bürgerkriegen, also etwa 30 v. Chr. In der späteren Literatur hat man sich genügt gezeigt, den Stein möglichst weit an diese untere Grenze heranzurücken, ja in Einzelfällen ihn noch vor 113 v. Chr. anzusetzen.

Allerdings haben sich auch recht gewichtige Stimmen dagegen erhoben. Der Altmetler der lateinischen Epigraphik in Italien, Attilio Degraffi, hat eine Datierung in republikanische Zeit abgelehnt¹⁾ und als erster den Verdacht einer Fälschung geäußert²⁾; Heikki Solin eine Datierung vor dem 3. Jhd. n. Chr. für unmöglich erklärt³⁾. Die Argumente beruhen in all diesen Fällen auf formalen Einzelheiten, und diese sind es, die auch am stärksten gegen eine Echtheit sprechen. Ich selbst habe noch zusätzlich Professor Arthur Gordon („Album of Dated Latin Inscriptions“, Berkeley-Los Angeles 1958-65) um ein Gutachten gebeten. Seine Antwort war, unter Berücksichtigung aller Einzelheiten könne die Inschrift nur eine Fälschung sein⁴⁾.

Zunächst gibt es keine Parallelen für ein solches Denkmal, vor allem nicht im römischen Bereich. Was sich an solchen „Menhiren“ etwa in Gallien findet, ist unbeschriftet und wesentlich älter. Die Parallelen aus Holz, die Ranuccio Bianchi-Bandinelli hier heranzieht⁵⁾, sind dagegen viel kleiner, ebenfalls unbeschriftet und haben eine ganz andere Zweckbestimmung; es sind Opfergaben an eine Gottheit, Devotionalien.

Auch die Formulierung des Textes wäre für eine republikanische Inschrift, und nicht nur eine solche, singular. Was soll es überhaupt für ein Denkmal sein? Eine Grabinschrift ist einfach ausgeschlossen, abgesehen davon, daß es zu dieser Zeit, nämlich im 1. Jhd. v. Chr., kaum solche gibt; dieser Brauch bei hochvornehmen Leuten ist erst im Lauf der Zeit allgemeiner üblich geworden. Eine Ehreninschrift etwa für den Maan, der die reichen Mineralvorkommen für die einheimischen Kelten erschlossen hat⁶⁾, ist ebensowenig möglich, die Inschrift müßte dann wenigstens im Dativ stehen. Den Namen im Nominativ nennen um diese Zeit nur Beamtenurkunden, steinerne Zeugnisse für irgendeine Tätigkeit, wie wir sie aus Italien für diese Zeit erhalten haben. Doch sehen diese formal anders aus, wären in damals freien Noricum völlig undenkbar und schließlich würde auch der Kopf absolut nicht passen. So gesehen wäre der Stein dann fast weniger verdächtig, wenn er diesen Kopf nicht hätte.

Für eine frühe, republikanische Epoche ist es weiterhin kaum denkbar, daß beim Namen des Mannes zwar kein Praenomen angegeben wird⁷⁾, dafür aber mit „Senator“ ein Cognomen (oder Appellativum), mag dieses nun den Gemeinderat einer norditalienischen Stadt bedeuten oder direkt aus dem Keltischen abgeleitet sein. Unmöglich aber sind vor allem die Buchstabenformen, das geschlossene P, das runde U, das runde A, die ungeschlechten Schlingen des S, das pseudoarchaische E und das geradezu im Gegensatz zum P offene R — was dem historischen Werden dieser Buchstaben genau zuwiderläuft. Unantik sind auch die knopfartig verdickten Hastenenden bei allen Buchstaben. Gewiß lassen sich für die eine oder andere dieser Buchstabenformen Belege aus der Antike beibringen, die allerdings, wie Solin gezeigt hat, kritisch beurteilt werden müssen. Daß sie sich alle auf eine r Provinziellen Inschrift wie auf einer Musterkarte von Absonderlichkeiten zusammensuchen, ist mehr, als man noch als wahrscheinlich annehmen darf. Zudem: wer soll diese Inschrift verfaßt und geschrieben haben? Ein Römer aus dem Bekanntenkreis des Popaius ganz gewiß nicht. Ein einheimischer Analphabet nach Vorlage auch nicht, denn dazu macht die Schrift einen viel zu gekonnten Eindruck — die gerade hier vielfach unnötig auftretenden Rundungen sind wesentlich schwerer zu meistern als gerade Striche — und die Frage entsteht erst recht, wer Text und Buchstaben so vorgemalt haben sollte. Und ein Einheimischer, der des Schreibens kundig gewesen wäre, scheidet ebenso aus, denn mit dem damaligen venetischen Alphabet der Noriker, das wir gerade auch durch Arbeiten Rudolf Eggers verhältnismäßig gut kennen, hat diese Schrift ganz gewiß keine Ähnlichkeit. Eine Spätdatierung ist aber ebenso wenig möglich. Denn dann müßte erklärt werden, wie es zu den offenbar beabsichtigt altertümlichen Formen im Text und bei den Buchstaben kommt. Ein gerundetes A wie in der Inschrift, mit einem solchen dicken Punkt statt des Querstrichs in der Mitte, hat es überdies niemals, auch in der Spätzeit nicht, gegeben. Aus epigraphischen Gründen, inhaltlichen und formalen, läßt sich demnach nur der eine Schluß ziehen: diese Inschrift ist nicht antik.

Nun wäre es möglich, daß sie vielleicht in der Barockzeit hergestellt wurde. Das Interesse an antiken Inschriften war damals groß, die Burg oberhalb Matrei war damals im Besitz der Salzburger Bischöfe, und für diese könnte eine solche Fälschung wohl angefertigt worden sein. Daß es so etwas gegeben hat, zeigen mehrere Beispiele etwa aus der Steiermark, wo auf unleserlich gewordenen Inschriftsteinen ein neuer Text angebracht wurde.

Im Fall des Popaius Senator gibt es aber vielleicht das auffallende E mit dem nach oben und unten hinausragenden Längsstrich — eine sonst auch nur ein einziges Mal belegte Form — einen Hinweis auf die Fälschung der Inschrift in einer nicht allzufernen Vergangenheit. Im Buch von A. B. Meyer-A. Unterforcher, „Die Römerstadt Agunt“ (Berlin 1908) ist Taf. II/2 der um 1870 gefundene Meilenstein CIL III 6528-11832 aus Oberdrauburg abgebildet, der das gleiche E aufzuweisen scheint. Verwitterungsspuren haben dort die senkrechte

Haste des E nach beiden Seiten hin verlängert. Dieser Stein, vor allem die Publikation, kann jedem Interessierten bekannt gewesen sein, und es fällt auf, daß der äußeren Form nach gerade die als Römerinschriften dort immer schon bekannten Meilensteine die nächsten Parallelen zur Stele des Popaius Senator bilden. Es mag auch sein, daß man Kopf und Bildstock angefertigt hat und dann dem Mann einen möglichst attraktiven „altromischen“ Namen geben wollte. Wieso man gerade auf diesen verfallen ist, ist schwer zu erklären. Aber das „Popaius“ muß nicht auf den seltenen Gentilnamen „Poppaeus“ zurückgehen, es könnte auch eine dialektische Verballhornung von „Pompeius“ sein, und daß der ein Senator war, ist ja doch einigermaßen bekannt. Man könnte aber auch noch einen Schritt weitergehen und annehmen, daß man einfach einen lustig klingenden Phantasienamen finden wollte. Und da fällt einem der Ausdruck „Poppelle“ ein, der in Osttirol und anderswo für Püppchen gebraucht wird.

Wie es zur eigentlichen „Auffindung“ kommen konnte, weiß ich freilich nicht zu sagen. Sinnlos ist es aber, nach Gründen für eine solche Fälschung zu suchen. Im wissenschaftlichen Bereich tauchen immer wieder solche Fälle auf, um jemandem eine Freude zu machen oder vielleicht einen Schabernak zu spielen, aus Freude am Ulk und aus einer ganzen Reihe weiterer Gründe, die sich im nachhinein einer strengen Beurteilung entziehen. Nur selten steckt die Sucht nach materiellem Gewinn dahinter, der auch im Fall des Popaius Senator gewiß nicht gegeben war⁸⁾.

Es mag sein, daß es schade ist um dieses schöne Denkmal, das noch dazu so trefflich in unseren historischen Kontext hineinzupassen scheint. Es kann auch niemand verpflichtet werden, sich zu der Überzeugung zu bekehren, daß die Stele des Popaius Senator eine Fälschung ist. Aber selbst wenn ich nicht recht haben sollte, glaube ich doch, daß gerade bei einem so prominenten Stück ein bißchen methodischer Zweifel besser ist als eine vielleicht allzu trügerische Sicherheit.

1) *Memorie Acc. Lincee* ser. VIII 11, 1683, 143 ff. = *Scritti vari di antichità* III 6 ff.; noch entschiedener in *CIL I Imagines* p. VIII.

2) *Memorie A. S. O.* . . . la forma di alcune lettere potrebbe trarre in inganno“.

3) *Actes* 6, 1970, 108 f. Solin hat sich vor allem auch mit frühromischen Inschriften beschäftigt, besonders was formale Einzelheiten anlangt, und sein Urteil kann keinesfalls leicht genommen werden. Und er schreibt ausdrücklich, er wundere sich, daß die Paläographen (Fachleute der Schriftformen) im Fall des Popaius Senator gegen die Frühdatierung keinen Einspruch erhoben haben.

4) „I like Weber's idea of a fake — I agree with him on the R, and the funny combination of the rest of the letter forms (e. g. P A U E) seems absolutely impossible to me“. Brief vom 12. September 1973.

5) Rom, das Ende der Antike, Universum der Kunst (1971) 132 ff. Abb. 127 f.

6) So interpretiert Bianchi-Bandinelli die Meinung Eggers, jedoch nur zum Teil zutreffend.

7) Um mit dieser Schwierigkeit fertig zu werden, hat etwa Géza Alföldy, *Nordicum* (1974) 298 Anm. 30 den Namen als „(Publius) Opaius“ zu lesen versucht. Das ist aber formal wenig wahrscheinlich, und auch der Gentilname „Opaius“ ist kaum bezeugt.

8) In der auf den Vortrag folgenden Diskussion, die während der ganzen Tagung und vor allem dann vor dem Stein selbst lebhaft geführt worden ist, sind zahlreiche Vermutungen und Ansichten zu diesem Problem geäußert worden. Herrn Johann Vierlter, Velden, verdanke ich den Hinweis, daß die ursprüngliche Verwendung des Steins (ohne Kopf) die einer Gattersäule gewesen sein könnte, eines verhältnismäßig tief in den Boden eingeleiteten Steinpfahles, der dazu bestimmt war, den Torflügel in einem Zaun, das „Gatter“, zu halten. Dazu würde auch der Halsansatz oben genau passen.